

Die Utopie der sichereren Stadt

Was macht Stadtviertel zu „dunklen Orten“, die gemieden werden? Wie können Architekten Wohlfühlzonen errichten? Womit kann das subjektive Sicherheitsgefühl der Bewohner gehoben werden? Wie machen wir unsere Städte „gemeinsam sicher“?

Eine Fülle an Antworten zu diesen Fragen gab es beim von der Vereinigung Kriminaldienst Österreich (VKÖ) veranstalteten internationale Symposium „Die Utopie der sicheren Stadt“. Vortragende aus Österreich, Deutschland, Schweiz und der Türkei präsentierten dem polizeilichen Fachpublikum im Festsaal des Landespolizeikommandos Wien ihre Einschätzungen. Ein Nachbericht.

Angsträume. Das sind jene dunklen Ecken, Wege und Grätzln in einer Stadt, die Menschen Furcht einjagen und deshalb gemieden werden. Aus Angst, vielleicht Opfer eines Verbrechens zu werden. Der von Asylwerbern und Obdachlosen bevölkerte Park, das von Drogendealern beherrschte Viertel oder die finsternen Wege in der anonymen Wohnanlage - Orte wie diese sind es, die das subjektive Sicherheitsgefühl der Bürger schwinden lassen. Orte, die sich aber nicht unbedingt anhand der Kriminalstatistik als tatsächlich unsicher festmachen lassen.

„Die Risikowahrnehmung der Bevölkerung hat sich geändert“, führte Soziologe Günter Stummvoll, Lektor an der Uni Wien, in seinem Vortrag aus. Städte wurden schon im Altertum vor Angreifern von Außen geschützt. Jericho war die erste ummauerte Stadt, Wien erhielt nach der ersten



Symposium im Festsaal der Landespolizeidirektion Wien vor einem interessiert lauschendem Fachpublikum



Werner Miedl berichtete über die Erfahrungen mit „Gemeinsam.sicher“ in Graz

Grazer Volksgarten leuchtet bei Lärm hell

„Die Leute denken, wenn weder die Polizei noch der Bürgermeister helfen kann, dann kann ich zum Opfer werden.“ So beschreibt Werner Miedl - Grazer Polizist und Koordinator der Initiative „Gemeinsam sicher“ für Graz - in seinem Referat das Aufkommen von Kriminalitätsfurcht. Der Angst der Bürger vor (vermeintlichen) städtischen „Hot Spots“, die es zu meiden gilt. Je früher man polizeilich und gesellschaftlich interveniert, desto leichter sei es, solchen negativen Tendenzen entgegenzutreten.

Miedl sieht dafür in Graz einige gelungene Beispiele. Was (gute) Architektur ausmache zeige zum einen der Bau des Grazer Kunsthouses vor 15 Jahren: Im zuvor durch Prostitution und Drogenmilieu eher verrufenen 4. Stadtbezirk habe sich dadurch die Bewohnerstruktur völlig und positiv verändert. Zum anderen zeige der Fall des Grazer Volksgartens, wie ein sozialer „Brennpunkt“ durch richtige und rechtzeitigen Vernetzung aller beteiligten Gruppen „gelöscht“ werden konnte.

„Im Park haben viele Arbeitslose, Drogenabhängige und Asylwerber aufgehalten“, schildert Miedl. In der Bevölkerung stieg die Angst, den Park zu durchqueren. Anwohner beschwerten sich über dauernde nächtliche Lärmerregung. Die Rufe „Warum tut die Polizei nichts“ wurden immer lauter.

„Wir haben zu erforschen begonnen, was denn genau das Sicherheitsproblem im Park ist“, erzählt Miedl. Dazu wurden von Anrainern über den örtlichen Pfarrer, NGOs, Kulturschaffende bis hin zum städtischen Jugendamt und Sozialarbeitern („die waren schwierig hereinzuholen“) eingeladen. Die Dinge wurden gemeinsam besprochen und in einem gemeinsam erstellten Protokoll festgehalten. Miedl: „Damit haben wir Vertrauen in der Bevölkerung gewonnen, die haben gesehen, wir machen wirklich was.“ Zudem wurden die Park aufhältigen Gruppen befragt („durch eine Studentin und eine afghanischen Asylwerber“). Und die Medien wurden aufgefordert, „uns eine Zeit lang in Ruhe zu lassen.“ Alle Vorschläge und Ideen, die für ein mehr an (subjektiver) Sicherheit sorgen sollten, wurden gemeinsam diskutiert, bewertet und schließlich umgesetzt.

Neben der Gründung des „Weichenstellwerks“ (einer Sprach- und Lebensschule speziell für Migranten), einem Sicherheitsinformationszentrum, Sport- und Kulturaktivitäten im Park, sticht dabei ein „intelligentes“ Lichtsystem für den Park hervor: Die Leuchten wurden nicht nur „vandalensicher“ auf über vier Meter Höhe angebracht. Sie lassen sich von Polizisten via Handy steuern. Und die Lampen „hören“ wenn es im Park zu laut wird und leuchten entsprechend heller.

Verursacht ein bestimmter Raum ▶

Türkenbelagerung 1529 eine erneuerte Befestigungsanlage. Ab dem 19. Jahrhundert hat sich das geändert, Städte haben sich langsam geöffnet, die Sicherung wurde an die Staatsgrenzen verlegt. Die Unsicherheit, einst durch Kriege geprägt, hat sich heute in ein eher „diffuses“ Gefühl gewandelt.

Sicherheitsgesellschaft

Auch der Begriff der „Sicherheitsgesellschaft“ ist, so Stummvoll, ein anderer geworden: Weg vom „wohlfahrtsstaatlichen Strafen“ hin zum präventiven Risikomanagement. Nicht nur der Staat - die Polizei - nimmt an der Produktion von Sicherheit teil sondern zusehends private Akteure wie die Bürger selbst. Für die Kriminalprävention bedeute dies, dass die Strukturen, die Tätern eine gute Gelegenheit zur Tat geben, geändert werden müssen. Stummvoll: „Ein Fahrradabstellplatz neben einem Taxistand ist sicherer - ein Dieb wird hier eher beobachtet.“

Tatgelegenheiten sind eine „Summe verschiedener, komplexer sozialer Komponenten“. Die Architektur spielt hier ebenso eine Rolle wie das Raumgefühl (Licht, Farbe, Gerüche), das soziale Umfeld in einem Stadtviertel (gute Nachbarschaft) bis hin zur Infrastruktur (ausgestorbene Innenstädte ohne Geschäfte). Mit entsprechenden Maßnahmen - wie der (Wieder)Belebung von Stadtvierteln - lässt sich das subjektive Sicherheitsgefühl der Bevölkerung deutlich heben. Wichtig sei, dass „Sicherheit auch dort gegeben ist, wo nicht permanent überwacht und kontrolliert wird.“

Tatgelegenheiten

„Kriminalität braucht neben Täter und Opfer auch einen Raum, in dem sie sich abspielen kann“, erklärte Luff, Soziologe und Leiter der Kriminologischen Forschungsgruppe der Bayerischen Polizei, in seinem Vortrag. Ein Straftäter sucht sich ein ihm geeignet erscheinendes Objekt im Raum aus, wo er unbeobachtet und ohne

Entdeckungsrisiko eine Straftat verüben kann. In den heutigen, auch durch Migration stark gewachsenen und wohlhabenden Städten gibt es, so Luff, durch die zunehmende Anonymität und die geringere informelle Sozialkontrolle durchaus Räume mit günstigen Tatgelegenheiten.

Unterschiedlich genutzte Flächen in einer Stadt bieten verschiedene Tatgelegenheiten: nachts unbewohnte Gewerbegebiete bieten kaum Sozialkontrolle, ebenso tagsüber verlassene „Schlaf-Vororte“. In einer adretten Wohnsiedlung mit ihren gepflegten Gärten ist das Sicherheitsgefühl der Menschen sicherlich höher als im verkommenen Viertel mit beschmierten Hausfassaden, Müll auf der Straße und verlassenen Geschäftslokale. Solche Gebiete können sich zu „No-go-areas“ entwickeln, in die sich selbst die Polizei nur noch mit Hundertschaften hinein traut.



Vortragender Günter Stummvoll: „Die Risikowahrnehmung hat sich verändert.“



Aus Bayern: Soziologe Johannes Luff



bestimmte Kriminalitätsformen? „Der Raum alleine macht einen Menschen nicht zwangsläufig kriminell“, sagt Luff. Aber „bestimmte Räume ziehen bestimmte Menschen an“.

Als kritisch gelte eine Bewohnerstruktur, die durch einen hohen Anteil an benachteiligten Minderheiten, Randgruppen, Menschen mit niedrigem Bildungsniveau und Straftätern geprägt ist. Typische Merkmale eines Raumes, in dem eine solche Bevölkerung „ihr negatives Potenzial entfaltet“, sind etwa: Enge Bebauung, dichte Belegung, schlecht einsehbare Zugänge zu den Häusern, ein monofunktionales Wohnumfeld ohne Mischung, mangelnde Sozialkontrolle und das Entstehen sozialer Brennpunkte.

Auswege

Luff sieht jedoch Auswege aus dieser negativen, sich selbst verstärkenden Interaktion zwischen Bewohner- und Raumstruktur eines Stadtviertels - wenngleich sie „noch utopisch klingen.“ Ein Beispiel, da ein gleichberechtigtes und friedvolles Wohnen und Leben unterschiedlicher Menschen auf engem Raum aufzeigt, finde sich etwa mit dem „Grandhotel Cosmopolis“ im bayrischen Augsburg. In dem leerstehenden Altenheim im Stadtzentrum wurde ab 2013 eine Gemeinschaftsunterkunft für Asylwerber neben Ateliers und offenen Werkräumen für Künstler eingerichtet. Dazu gibt es ein Hotel, Gastronomie und ein Kulturangebot. Luff: „Hier entsteht ein gesellschaftliches Miteinander von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Biografie.“ Ein solches Haus strahlt positiv auf das gesamte Stadtviertel aus. JW



Ein Plädoyer für „Gemeinsam.sicher in Wien“: Referent Karlheinz Dudek

„Gemeinsam.sicher“ beginnt in den Köpfen

„Es muss Platz greifen in den Köpfen unserer KollegInnen“. Mit einem kleinen Plädoyer für die neu geschaffene Initiative „Gemeinsam.Sicher in Wien“, der Sicherheitspartnerschaft mit Bürgerbeteiligung, wandte sich Karlheinz Dudek, stellvertretender Leiter des Geschäftsbereichs A der Landespolizeidirektion Wien, an sein Publikum.

Um „Unsicherheitsräume“ in der Stadt zu beseitigen, brauche es „eine Mitgestaltung der Bevölkerung“. Die Gesellschaft müsse vom „Wegschauen zum Hinschauen“ kommen. Für die Exekutive bringe diese Partnerschaft mit den Bürgern „einen gewissen Paradigmenwechsel mit sich. Als Polizist muss ich da sehr interaktiv mit der Bevölkerung sein - das ist neu für uns. Wir machen Dinge, wofür wir objektiv betrachtet nicht zuständig sind.“

Bei der Frage „Was tun am Praterstern“

stelle sich die Behörde bisher zuerst zwei Fragen: „Samma zuständig? Und wie bilden wir das in der elektronischen Dienstdokumentation ab.“ Das müsse sich ändern, das „müssen wir den KollegInnen überbringen.“ Denn die „Schaffung von Sicherheit“ ist mehr als nur Kriminalitätsbekämpfung.

Mit der Einführung der Sicherheitskoordinatoren in den jeweiligen Stadtpolizeikommanden, die als Ansprechpartner für die Bevölkerung auch die notwendige Zeit dafür erhalten (und als Planstellen verankert werden), der Wiederbelebung des „Grätzlpolizisten“ und der Einführung von Sicherheitspartnern, sei ein wichtiger Schritt zur „von allen gestalteten Sicherheit“ getan. Regelmäßige Befragungen der Menschen über ihr subjektives Sicherheitsgefühl und eine wissenschaftliche Begleitung seien wichtig für die Messung des (polizeilichen) Erfolgs.



Gerhard Schaub, Präsident des Polizeibeamtenverbandes der Kantonpolizeien in Zürich, berichtete über die Arbeit der Polizei in Zürich



Sicherheit durch Technik - Akif Enkin, CEO von „Enkin Technologies“

Vom richtigen Städtebau

Sicherheitstüren in Leichtbauwänden, unheimliches Gebüsch entlang des Weges zum Hauseingang und Architekten im „Herrgotts-Modus“. Referent August Baumühlner, Leiter des Assistenzbereichs Kriminalprävention der Wiener Polizei, hat in Sachen „Sicherheit am Wohnort“ schon viel erlebt. Er weiß ein Lied davon zu singen, wie wichtig es wäre, gerade im Wohnbau alle Aspekte, die das subjektive Sicherheitsempfinden der Bewohner heben können, gleich bei der Planung zu berücksichtigen: „Da wurden schon viele Fehler gemacht.“

Eine Zusammenarbeit mit verschiedenen Bauträgern, bei der über technische Sicherungen, richtige Wegeführung, Bepflanzung und Beleuchtung in einer Anlage gesprochen wurde, habe es schon einige gegeben. Mit unterschiedlichem Erfolg. „Es herrscht noch vielfach die Meinung vor, Architekten könne man dahingehend nix sagen, die sind ja Gottesgleich.“

Mit der Idee, künftige Planer gleich an der Universität über dieses Themenfeld zu informieren, sei man bisher gescheitert. Baumühlner: „Ich wurde jüngst gebeten, bei einem Bauwettbewerb 17 Projekte auf Fragen wie Licht, Kommunikationsmöglichkeiten für die Bewohner untereinander oder die Durchmischung im Haus mit Jung und Alt zu beurteilen - ehrlich gesagt, die Hälfte der Projekte war in punkto Sicherheit zum Schmeißen.“

VKÖ-Präsident Richard Benda (li.) mit Vortragenden Schaub, Baumühlner, Stummvoll und Luff



Überwachung und Kontrolle mit neuer Technik

Simultane Erfassung und Analyse von Gesichtern über Live-Bilder samt Echtzeit-Identitätsüberprüfung von gesuchten Personen. Einsatzfahrzeuge mit im Blaulichtbalken eingebauten Kameras und Scannern, die einen „Livescann“ der ganzen Stadt übermitteln. Oder Fahrräder mit Bike Patrol, einem am Rad installierten intelligenten Überwachungssystem.

Was Akif Enkin, Gründer und CEO von „Enkin Technologies“, seinem Publikum präsentierte, ist eine wahre Zukunftsvision der totalen Überwachung und Kontrolle einer Stadt. Eine sichere Stadt, eine „smart city“ durch moderne Technologie. Und in Städten wie Baku, Aserbaidschan, schon teilweise Realität.

„Zuerst muss man eine Stadt erfassen, Daten einholen und sammeln“, führt Enkin aus. Etwa mit fix installierten Kameras und den mobilen Systemen. Letztere lassen sich „nicht nur in Polizeiautos, sondern auch in Fahrzeuge der Rettung und Müllabfuhr einbauen.“ Wichtig sei eine zentrale Software, die alles zusammenfasst und Analysen automatisch vornimmt: „Um in gefährliche Situationen eingreifen zu können, bleibt wenig Zeit, es braucht schnelle Entscheidungen.“

Wie hoch bereits die Treffergenauigkeit des Gesichtsanalyse- und -erkennungssystems „Enkin Face“ ist, demonstrierte Enkin anhand der Schauspielerin Charlize Theron, die in ihren Filmen oft ganz unterschiedlich geschminkt und gestylt auftritt: „Es funktioniert noch nicht zu 100 Prozent, aber schon sehr gut.“ Bleibt nur die Frage, was die Installation all dieser neuen Systeme eine Stadt wie Wien kosten würde.